Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1931)
Heft: 4

Artikel: Die Verwandlungen der Daphne : zur deutschen Lyrik unserer Zeit
Autor: Ewald, August
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-853364

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Verwandlungen der Daphne

Zur deutschen Lyrik unserer Zeit

von August Ewald

Es gibt Gedichte, das sind die gemusterten Essenzen des Geistes: die furchenatmenden, die wiesenwehenden und die tropisch betäubenden. Es gibt die farbigen mit allen Übergängen des Lichts, die tönenden mit allen Tasten, die meditierenden mit allen Gedanken, und vielleicht sind es diese, die « schwersten », die sich den meisten geben. Es gibt welche, die bringen den Hauch der Ewigkeit, das sind die notwendigen, und andere, die den Glanz der Erde tragen, das sind die zufälligen. Es gibt das schöne Einzelding, das heute leicht hybrider Verachtung anheimfällt und doch, wie ein isoliertes Meisterstück in einer alten Kapelle, oft höchster Bewunderung wert ist, es gibt die reiche Vielfalt, die einem Bildersaal gleicht und die – eigentlich nur diese beiden! – mit Recht in berühmten Anthologien stehen, und dann thront da über allen die vollkommene Einheit, die, Anschauung oder Gefühl, eine irdische Form des Weltgeistes selbst ist. Es sind die Gedichte, deren engere Bestimmung der Superlativ ist, vor dem der kritische Intellekt sich zurückzieht auf seinen dem Schaffenden verwandten Zwillingsgrund, das Urherz, so daß der Aspekt, unter dem das Hohe gesehen wird, nicht die Ehrfurcht um jeden Preis ist, wie die Leute um George wollen, nicht in jedem Fall die Gerechtigkeit, die nur zu wirken hätte, wo Hochmut oder Mode irrig die Werte vertauscht hat, sondern die Begeisterung, d. h. nicht die schaffende, aber die ordnende Rauschkraft. Nur diese angehend, konnte Flaubert an Turgenjew schreiben: « Bei Ihnen steht der Beurteiler auf der Höhe des Schaffenden. » Denn nicht die Art, sondern die Tiefe des Blicks ist das Entscheidende. In seiner epischen Dichtung *Phallus* hat Dauthendey das Einigende der beiden Funktionen im Eros aufgezeigt. Wo wirkliches Werk besteht, ist der Dichter auch der Ordner selbst und eins und alles, wo dieses aber bröckelt, ist ihm der Beurteiler bis an die Grenze des Unendlichen überlegen.

*

Überblickt man den Zeitraum von 1900 bis heute, so drängt sich eine Gesetzmäßigkeit auf, die einen von Göttern dirigierten Kampf-

platz des Geistes bloßlegt. Die in drei Kolonnen aufmarschierenden Generationen, um 1900 die George, Hofmannsthal, Schröder, um 1918 die Werfel, Becher, Benn und Ehrenstein und um 1930 die Österreicher Mell, Braun und Wildgans (nicht in ihrem zeitlichen Erscheinen, sondern in ihrer Auswirkung), stehen in einem vollkommen ausschließenden und reziproken Verhältnis, was die Zielsetzung auf der einen Seite, den substanzschaffenden Ingrund auf der anderen betrifft. Dieser letztere ist bei der Gruppe um die Jahrhundertwende ein in reine Felder aufgeteilter Idealismus hoher Tugenden, wie Tapferkeit, Treue, Liebe, Weisheit und Maß. Das schöpferische Schicksal seiner Träger ist das Verhältnis zum Bild, das, in Strenge bei George, in Verinnerlichung des Traums bei Hofmannsthal, in Verwandlungslust bei Carossa, im ‚unverlierbar Steten' bei Schröder und in Trotz und Jubel bei Borchardt sein sich wandelndes Gesicht erhält und zusammen das geballteste ideale Weltbild seit dem Neuhumanismus darstellt. Faßt man das Bild aber in seiner sinnfälligen Erscheinung als Eindruck und Augenlust, so ergibt sich eine so weite Spanne, wie sie, genau umgekehrt, heute wieder vorliegt. Denn jetzt hat sich jener überweltliche, ideale Antrieb, über den weltfreundlichen der Brod und Becher leitend, mit den Österreichern auf die engste Heimatscholle zurückgezogen. Ihr Ziel ist, nachdem das der Weltfreunde noch der Geist war, nun das Herz. Jetzt ist der Auftrieb das Bild der Heimat, das Ziel ist das hohe Ideal des allmenschlichen Herzens. Die beiden Reihen laufen im Längsschnitt: Bild, Geist, Herz – Idee, Welt, Heimat. In der Querverbindung Bild und Idee, Geist und Welt, Herz und Heimat.

Daß sich die im Ziel gleichen Lager unter sich in gegnerischen Gruppen auseinanderordnen, deckt nur den weiten Spannungsbereich des Idealen auf: mit George in der Linie, mit Schröder im Kreis, mit Rilke in der Schleife, zeigt die intellektuelle Überbelastung der Geistigen mit der Gefühlsverkrampftheit Bechers und mit Gehirnakrobatik Benns und formt im Herzdistrikt des Österreichischen das Nein und Ja in je doppeltem Ablauf seiner angeborenen oder anerzogenen Neigung heraus: im Pessimismus mit Trakl und Ehrenstein hier, mit Haringer und Wildgans dort; im Optimismus in Wallpach, Oberkofler und Mell auf der einen, in Billinger, Brod und Werfel auf der anderen Seite.

*

Eine so hohe geistige Funktion wie die, welcher das Gedicht gerecht werden will, nämlich die Welt in tiefstem Rausch zu erleben, verlangt auch naturgemäß die größte Vielheit geschlossener Blickfelder im

Menschlichen, d. h. in seiner Setzung zu Raum und Zeit, zu auseinanderschießenden und sich kristallisierenden Lagern, zu seinem näheren und weiteren Erbe, zur Verwurzelung im Boden, zu Religion und Kosmos, zu Philosophie und Natur, zum Zeitgenössischen und zum Regionalen, ja selbst zur Nation.

*

Will man den Durchblick durch die formschaffenden Kräfte des verflossenen Jahrzwanzig landschaftlich gewinnen, so steht als Ausdruck norddeutschen Gefühls nicht Bertram, sondern Herbert Alberti [1]), der wie ein stummer Stern auftauchte und lautlos unterging. Wer kennt ihn? Nicht einmal eine Anthologie nennt seinen Namen. Und doch, wenn je dichterisches Wort ein substanzbestimmendes Etwas des Nationalen war, dann sind seine Gedichte ein Denkmal der deutschen Literatur. Sie sind ein so vollkommenes Sein der Seele, daß schwerlich inhaltslosere, unthematischere Dichtungen gefunden werden. Sie sind die von Schwermut umdämmerte Hochzeit der Psyche mit der Landschaft. Sie sind die Lust der Melancholien und Vergänglichkeiten, der müden Matten und des lächelnden Verzichts –

Die Menschen gehen. Das bewegte Fest
Des Sommers ist verwelkt, verweht wie Staub,
Nur manchmal rauscht am Boden goldnes Laub
Noch träumend auf, des Frohsinns leichter Rest.

Und so ist das Ganze, eine in den Nebel blutende Sonne, ein abgewandtes Gesicht, ein Schluchzen ohne Laut, Sehnsucht, Kühlung und Schlummer. Verneinung ist alles: ‚Kein Festes ist im dunklen Raum', nur Frösteln, Wunschlosigkeit, die Nacht und das grenzenlose Nichts. Mit der Tristitia der Anmut wird das Jahr begleitet, das ein Traum der sanften Triften und der silberhellen Weiten ist: weich, hold, sanft und mild; leise, lau und bleich. Das Gleitende und Entschwebende, das Zerrinnende und Flüchtige, das Durchlebte und Überreife ist das novalisdunkle Schattentum von des Dichters Übertreibung der Gefühle ins Untere, wie der von Bertrams Schicksalsnorne ins Obere. Es ist das Schluchzen Verschlagener in die Ödnis; der Ton: der der Klagenden an den Wassern der Verbannung; das Bild: das einer an der Trauerweide hängenden Harfe –

Stille Inseln liegen auch die Tage
Unserer Lust in meiner Seele Teichen,
Meiner Wehmut Nachen schwankt mit weichen,
Scheuen Schlägen um die dunklen Hage.

---

[1]) Herbert Alberti *Gedichte*, Inselverlag, Leipzig.

Alberti gehört in die Reihe der Droste-Hülshoff, Hebbel und Otto Ludwig. Man kann ihn nicht hoch genug schätzen, weil jeder Laut den er anschlägt ins Uferlose weiterzittert, ohne zu verschwimmen, weil jeder Blick ins Nichts den Abgrund ins Universum öffnet, ohne zu verzagen. ‚Der erste Stern' steht wie ein Symbol über seinem Werk:

Das Auge, das von Gold und Purpur trunken
Der Abendsonne folgte, kehrt sich nun
Zum Osten, wo die Lüfte dunkel ruhn,
Im Schoße hoher Schatten ganz versunken.

Dort ist es kühl und still. Der heißen Träume
Erlöst und selig schwebt der Sinn – bis fern
Vom Kamm des schwarzen Hains der erste Stern
Sich strahlend aufhebt in die blauen Räume.

So weht aus jedem Vers ein kosmischer Atem, der vom Urbild der Landschaft sich aufmacht, um im Weltverbundenen aufs zarteste Fuß zu fassen.

Über alledem aber steht wie ein sich im Urnebel ballendes Gestirn der Name Hebbel. Gleichsam von seiner Umschwungkraft herausgeschleudert als ein Planetenpaar, das voll im eigenen Licht nun glüht und kreist, die Dioskuren Schröder und Borchardt. In jedem tobt noch der Urtakt des Muttersterns, verhalten oder mächtig. Ihre Wirkung aufs Neue bleibt zu zeigen. Lichtkampf bis zur goldnen Sprühflut ist ihr mythisches Gesicht, ihr untermenschlicher Ingrund das Dunkel als Unerforschliches, als ein ewiger Strom, als das Unfaßbare und Namenlose: Schröder mit dem Schwung nach innen, Borchardt mit der Rotierung nach außen. Daß Ludwig Strauß in seiner Grundhaltung von *beiden* bestimmt wird, hebt, bei seinem beträchtlichen Tiefgang ins Erdhafte, ihren dunklen Muttergrund nur als umso notwendiger herauf. In den vier Phasen seiner Lyrik geht er fast kongruent mit der Borchardts. Da ist er ein ewiger Schrei, vom Trotz wie von der Not gehämmert –

Unser Wachen, Gott, nimm es für Gebet –
Sieh die Schar, die drauß im Gewitter steht –

aber auch von der Erbarmungslosigkeit des Ichs versklavt:

Herr, vergib uns nicht, Herr, versöhn uns nicht –
Siehe unsere Schuld, führe uns ins Licht!

Der Fluch gegen die Zeit ist so unbändig wie der seines Meisters:

Unsere Freigesagten stehn elender denn eure Knechte...

Über dieses dritte Gedicht, des *Rufs aus der Zeit*[1]) zu schreiben, heißt,

[1]) Ludwig Strauß, *Ruf aus der Zeit*, Verlag Lambert Schneider, Berlin.

es fast Wort für Wort zitieren – so dicht gefügt ist hier der Logos. Es wiegt den ganzen « Maximin » Georges auf in seiner Fragestellung nach Gut und Rang, nach Tun und Recht. Die Gegenüberstellung der Lebenden zu den Toten ist dieselbe wie im Hauptstück des Novalis; noch mehr als das: Ludwig Strauß ist der einzige, der die ober- und unterflächige Linienführung des mit allen seinen Argumenten norddeutschen Haderns mit dem Erdgeist hat. Das Einsickern unermeßlichen Trauerns ins Bild, der Segen, der zum Ring sich schließenden – nicht zu früh schließenden! – Hände, der Wille aller, sich ins Eine zu binden und Gottes Händereichen, das den Kreis der Liebe schließt – es ist die ins Innere tastende Mystik heiligsten Menschentums aus unserem Wüstenzug heraus in den Schwall der Nacht vor uns. Das Vollkommene dieses seltenen Tons liegt im Notwendigen. Es dürfte schwer fallen über die fünf Gedichte in ebenso vielen Büchern mehr oder Tieferes zu sagen, als ihre paar Verse entrollen. Die Notwendigkeit, es so zu sagen und nicht anders, ist ihre unüberwindliche Stärke. Es wäre zu streiten denkbar, ob denn das Wiederauftauchen eines Tones der längst unzerstörbarer Besitz geworden ist, einem neuen gegenüber sich gültig zu behaupten vermöge, ob also Schröders goethische Elegien, oder Borchardts angelsächsische, geheimnisdurchwobene Bilderwelt der neuen Vers- und Seelenpolitik der Werfel, Becher und Ehrenstein gewachsen sind. Denn man könnte sagen, was für die ersteren entscheide, sei nichts als die Erinnerung an ein längst Gekanntes, eben an Goethe oder an Rosetti. Tatsache vielmehr ist, daß die Entscheidung für das Alte in der Wahrheit der Form, die für das Neue in der des Geistes beruht. Die Veränderlichkeit des letzteren verweist ihn ins Bedingte. In solchem Verstehen sind uns Novalis wie Strauß, Goethe wie Schröder nicht bloß verwandte Komplexe, sondern Urbilder einer Form: es ist dies eine Höhe auf der der Charakter und das Subjektive, am Urgrund des Objektiven gemessen, keine Rolle mehr spielt. So gleitet der Dichter am fast verbrauchten Rausch eines Rheinliedes ins Trunkene –

Schwer trug ich den Glauben,
Ins Dunkel gedrängt,
Nun hast du in Trauben
Dich zu mir gesenkt...

oder er fühlt sich, schon im Tempo, in der Kosmogonie der Seele treibend –

Frisches Herz der Welten, das von Sternen quillt –
Wie's die schwarze Bläue golden überfüllt!

Voll der Liebe, die wie ein Kristall den Rausch und die Trauer umschließt, vollzieht sich nun wie bei Borchardt die ‚Heimkehr hinter die Dinge' als in ein viertes Reich. Jetzt ist der Umriß nicht mehr das Exklusive, sondern das langsam Gewachsene und Reine, statutarisch belebt und, trotz des Typischen, ein unendliches Einzelding: das weiße Kalb, die Bäume oder der Bauer. Dieses fast astral entkörperte weiße Tier *ruht* wirklich –

Ein dichter Blick in zartem Rand von Blut,
Rosene Schnauze, die unschuldig schnaubt,
Das weiße Kalb
Das scheu in seiner Reinheit stehend ruht...

dieser fast sphärisch klingende Kastanienbaum *trägt* seine Kerzen –

Und rein aus dem Inneren,
Dem Hause der heimlichen Kühle,
Wenige schimmern vom Dunkel hervor;
Und tief eine Schwindende, nahe dem Herzen...
Und innen und außen,
Im Schweigen, im Brausen,
Alle Kerzen ein einziger Chor...

Der verwitterte Bauer aber steht als ein Eigner der Berge mit homerisch klarem Umriß, das Herz der Natur am rechten Fleck, im rhythmisch gerundeten Fluß der Elegien Schröders –

Freundlich wandt er uns zu die reinen eisigen Augen...

Das dreimal ‚reine' grenzt an die goethesche Kontur.

Es ist das Werdeschicksal des Norddeutschen, sich immer zu zerstören und, zum Ausgang zurückfindend, oft den Kreis zu beschließen. Aus dem Ich der Trauer und Trunkenheit findet auch Strauß die Erlösung im Du. Der Buhlschaft mit dem nackten Bild ist er ja nie unterlegen, und so geht er mit den vierzehn Sonnetten ‚Tabor'[1]) in seine dritte Verwandlung ein –

Groß ist Gesang und so ist Leben groß,
Und keines wird von keinem je bezwungen.
Hab ich die Liebe völlig ausgesungen,
Streb ich nur flammender in Liebesschoß...

Das Michaelszeichen unverlorenen Lichts auf der Stirn, tritt er, sich mit Lied und Gesang wie ein gegen den Nebel Wappnender neben Borchardt. Der Schein des oberen Lichts wird immer breiter. Denn der Kampf ums Herz als um ein spezifisch deutsches Erbe entfaltet sich

[1]) *Horen*, IV. Jahrgang, Heft 11.

mit unerbittlicher Hartnäckigkeit. Die eigenartigste Erscheinung dabei ist Konrad Weiß. Daß er, der Oberbayer, echt romantische Rheinreisen, wie Goethe oder die Bettina, unternimmt, ist symptomatisch für seine Art. Die Lichtlosigkeit der romanischen Kirchen in Köln hat in diesem neuen Wort, in diesem *Herz des Wortes*[1]), wie er einen Band nennt, ein sprachlich brausendes Gepräge erfahren. Es gibt kaum dunklere Dichtungen. Sie sind wie der Schöpfungsakt selbst: im Raisonnement wird zugleich die Substanz, um die vom Wort gerungen wird. Die Töne des Herzens sind der Untergrund seines Logos und zugleich dessen Form. Das gestaltete Wort wird wie durch ein Gitter, durch welches das Unsagbare erscheint und am Abgegrenzten des Sagens gewissermaßen grenzhaft und sphärisch deutlich wird. Zum Verständnis für diese restlose Abweisung des Bildes – ‚das Schauen ist ein Leiden und Evamutterschaft' – ist das Verhältnis von Bild und Wort wichtig. Die Verneinung des Bildes schließt die des Raumes im Dichterischen ein. ‚Der ich nur wie das Mark nach innen blühe', ist sein sinnefeindliches Bekenntnis. Mit der asketischen Aufgabe des Bildes erst geht er ins Ethische ein, wird er alles Neides ledig, alles Begehrens, alles Sinnenrausches. In einer ganz seltsamen Verschiebung nördlicher und südlicher Geistesbelange ist ihm der einzig gültige Sinn das Gehör –

Wache du zum End der Nacht,
Ohr, weil noch im stillen Hafen
Meine Augen gerne schlafen,
Bleib mit Horchen aufgewacht.
Ja Gesicht lichtloser Spur
Perle – eines Knäuels Rinnen
Ist die Quelle schon mit innen,
Atme, Herz der dunklen Flur...

Scharfe Pfeile treffen die Geistigen, als die ‚Anschauungsschuster der Menge'. Er ringt gewaltig um das Letzte, und Gott steht dem Hadernden tröstende Antwort –

O denke nicht, komm dir nur selbst zuvor
Und mir, und alles laß ich dich bestimmen,
Wenn du nur selbst im Bild dich siehst gering;
Dann findet dich, wenn einst das letzte Tor
Des Zornes aufgeht, findet durch Ergrimmen
Mein mildes Wort dich zwischen Gott und Ding...

Die katholische Dichtung hat in ihm ihren eigenwilligsten, streitbarsten und inbrünstigsten Verfechter des Wortes. Sie hat in Ruth Schaumann ein

---

[1]) Konrad Weiß *Herz des Wortes*, Dr. Benno Filser Verlag, Augsburg.

weibliches Talent von seltener Innigkeit, Formenanmut und Frömmigkeit und in Oberkofler einen neuen Hymniker beträchtlichen Formats – Konrad Weiß ist ihr Mystiker mit mittelalterlichem Auftrieb. Seine Worte sind dunkel, weil die Frucht in ihnen gar nicht zum Licht will –

Diese Zeit kommt wieder her
Wo im grundverlorenen Meer
Untergeht die wartend nur
Unbewegliche Figur.
Ach das reine Ebenbild
Trägt noch Züge nachtverhüllt,
Ist zu groß und ungewußt
Nur ein dunkler Drang der Brust...

Dieser Dichter mit seinen tiefen Hintergründen hinter dem Gitter liebt das Wort ‚dunkel'. Er ist der christliche, der katholische Hebbel. Wie diesem ist ihm die Erde der halbe Tod, ist ihm das Sinnenlose das doppelte Leben. Ist das Hebbel oder Weiß –

Daß ich, wenn des Lebens Fülle
Niederklingt in meine Ruh,
Nur noch tiefer mich verhülle
Fester tu die Augen zu...

Es ist Hebbel und dieser steht wie das steinerne, erblindete Schicksal über den Greiner, Scholz, Binding, Schloß und der Ina Seidel. Eine größere und wuchtigere Welle als je wühlt das Dunkel aus dem Deutschen herauf und lagert über den Seelen. Hofmannsthal – man kennt seine Bewunderung für Hebbel – stand dem nicht fern. Leo Greiner, der Österreicher, hat die Traumwelt, die Schatten und die Nacht tief hineingetragen. Mit ‚Brausen' und ‚Rauschen' öffnet sich ihm die komplexe Atmosphäre des Gehörs zu Gesprächen ins All –

Und immer fremder sind mir Tag und Räume...
Was weht um mich? Man sagt: ein Menschenwort.
Was rauscht um mich? Man sagt: die alten Bäume,
Die rauschen noch aus meiner Kindheit fort.
Und Gärten stehn im abendlichen Land
Ein Schatten grüßt mich kühl und altbekannt.
Ich aber wandre dunkel fort, im Innern
Ein uralt Schattenbild, das leise weint,
Die nenn' ich Mutter, diesen nenn' ich Freund
Und lächle tief und kann mich nicht besinnen...

Es wäre, wenn Franz Blei nicht vor zwanzig Jahren schon im *Hyperion* auf Karl Schloß[1]) hingewiesen hätte, das Verdienst der Anthologie Albert Soergels[2]), den Wormser Zigarrenfabrikanten als Dichter hoher

---

[1]) Karl Schloß *Gedichte*, Musarion-Verlag, München.
[2]) Albert Soergel *Kristall der Zeit*, Verlag Grethlein & Co., Leipzig.

Prätensionen erneut aus seiner Verborgenheit herausgezogen zu haben. Die germanische Ader der geheimnisraunenden Lieder Maeterlinks wird hier im Wort urdeutsch: flüsternde Gärten, stöhnende Brunnen, lüsterne Schlangen und schwarze Laubgehänge. Der Kehrreim blutiger Balladen, volkstümliches Stammeln und allerzarteste Verneinung von Gefühl und Zweifel der Erkenntnis, der Zauberspiegel und das Schwert in den Lüften, die zerbrochene Liebe und die Spannung zwischen Glück und Schmerz, Entsagen und Begier und in der äußeren Form das Schwebenlassen der Gefühle mit drei Punkten, Gedankenstrich, Fragezeichen und Klammer, das ist sein wundes Seelenrevier, das ja als Lauern an der Tür mit dem tödlich drohenden Stoß bei Hebbel oft Spannungen ins Lyrische trägt. Mit einem ‚Notturno' hält er sich in der Totenatmosphäre, die immer da lebendig wird, wo das Kosmische und die Sternenwelt Hebbels ins Unterirdische verlegt ist –

Dein Herz, wie wird es umgekehrt!
Es wird so grausam-süß versehrt,
Und dennoch tausendfach vermehrt
Durchströmt es dein Gebein.
Es haucht die Nacht: lieb Knabe mein!
Es zieht die Erde dich hinein
In ihr geheimstes Kämmerlein
Und letzet dich mit Brot und Wein,
In ihrem Schoße schläfst du ein
Wies Feuer auf dem Herd...

*

Das romanisch-germanische Erbgut, auf dessen Bestand George am sichersten, ja unangreifbar steht, hat in seinen weitesten Verzweigungen das Eigentümliche, daß es die selbständigsten Träger und Entfalter des Erbes von dem Urgrund des Herzens immer weiter entfernt. George hat im *Stern des Bundes* das ihm und seiner Gefolgschaft Fehlende unzweideutig gesagt in jener ‚Lehre', die von ‚Bild, Klang und Reigen behütet' wird. Es ist das genau die romanische Formel. Das Herz, das reindeutsche, fehlt. An seine Stelle tritt die germanische Ethik, d. h. die gänzliche Entfremdung vom Rausch, vom Gedicht. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die drei ursprünglichsten Persönlichkeiten des weiteren Kreises – der engere gibt sich von selbst auf! – ihr geistiges Betätigungsfeld in einer anderen Form des Literarischen sehen und aufs Glücklichste gestalten: Karl Vollmoeller im Drama, Otto von Taube im Roman und Ernst Bertram in der Deutung. Jedoch der gleiche Umstand, der sie von George entfernt, ist, wenn auch mit dem Geist des großen Demiurgos durchsetzt, noch ihr höchst-

eigener Boden, auch wo sie die ihnen nicht völlig gemäße Form des lyrischen Gedichts ins Gültige erheben. Aber allen und, das muß betont werden, nicht nur diesen dreien, sondern vielen der Heutigen ist die ordnende Kraft, die nur einer – Hofmannsthal! – in höchstem Maße besessen hat, verloren gegangen: das sich selbst Beschränkende, das dem Dienen und der Demut entspringt, und nicht der Absicht, statt einem guten Dutzend Gedichte jeden Seufzer als Weltatem zu fixieren und in Bände zu sperren. Hofmannsthals zwanzig Gedichte sind der größte lyrische Kosmos seit Goethe.

(Wird fortgesetzt.)